

böhtlichen Geuze auf ihn zugehört waren. „Wir sind so frei, von Ihrer Einladung Gebrauch zu machen!“ „Aber ich habe wirklich nicht das Vergnügen, Sie zu feiern!“ „Nun, wir gestalten uns, Ihre schriftliche Einladung auf uns zu beziehen!“ Und die beiden eilten den Inhalt des Briefs. Herr K. lächelte herzlich und lud die beiden Herren, die ihre Karten überreichten, an einem Schiffsrestaurant ein. Die Unterhaltung war im heiligen Gange, als sich wiederum zwei Herren vorstellten. Begrüßung, Erkennen des Herrn K., schließlich formelle Einladung, die sofort angenommen wurde. Nach einiger Zeit nahen abermals zwei Herren und bezogen sich auf die schriftliche Einladung. Nun schlug aber Herr K. an sein Glas und sprach: „Meine Herren! Ich schlage Ihnen vor, daß wir uns weiter fort begeben, denn ich fürchte, alle Studenten der Welt haben mein Brief gelesen und haben sich hier ein!“ Nach dieser Anrede verlegte Herr K. mit seiner Familie und seinen sechs Gästen die Schiffsleiter nach dem Nachtschiff. Er gab sich als liebenswürdiger, gallischer Bekannter, während seine Gäste vor Witz und Lauge überbrudelten. Sie zeigten sich als wohlverworfene akademische Bürger, machten dem Zweckbündelchen den Hof, unterhielten Frau K. auf die beste Weise und gewannen den alten Herrn so für sich, daß er hoch und heilig schwur, er habe seit Menschengedenken keine so vergnügliche Subalternität erlebt. „Aber“, fragte er schließlich, „wie wollten Sie denn, daß ich der K. bin?“ „Wer wird Sie in Ihrem Bezirk nicht kennen?“ „Ach, umsonst, sagen Sie die Wahrheit!“ „Aber, der Bekannte hatte Ihnen vorhin Namen!“ „Um 3 Uhr trennte man sich allerwärts berückelt mit dem Versprechen auf baldiges Wiedersehen. Die Studenten aber fanden des andern Tages eine riesige Baumorte mit einer den Lauf der flotten Wurfde in humoristischen Versen ausdrückenden Widmung.“

Die Telegraphenpflanze. Zu den vielen Werknützigkeiten des Pflanzenreichs gehört auch das Gemächs, das den obigen, etwas auffallenden Namen trägt. Seine botanische Benennung ist *Diosmodium gyrans*. Es gehört zu den Schmetterlingsblütlern und ist mit unserm Epipactisfleeke verwandt. Die bestimmte Eigenschaften der Pflanze (*Mimosa pudica*) gegen Berührung ist eigentümlich genug, aber noch weit merkwürdiger ist die Blätterbewegung dieser Pflanze ohne Berührung. Sie kann am besten an einem hellen sonnigen Tage bei einer Wärme von 30° C. beobachtet werden. Man bemerkt dann, daß die beiden kleinen Seitenblättchen sich auf und ab bewegen, erst das eine, dann das andere, bald einen Augenblick einfallend, um dann einmal wieder anfangend. Die Bewegung ist ganz freiwillig, indem die Pflanze nicht besonders empfindlich gegen Berührung ist. Sie ist wirklich ein vegetabilisches Wunder und verdient deshalb einen Platz in jedem Warmhaus. Sie läßt sich leicht durch Samen und Stecklinge vermehren. Sie wächst ziemlich rasch und obwohl sie nicht gerade schön ist, so ist sie doch ziemlich zu mir bis zu 50 cm hoch. Jeder leichte Abendtag ist für sie, und je höher die Temperatur ist, in der sie steht, desto besser lassen sich ihre Bewegungen wahrnehmen. Sie stammt aus Indien und gehört heutzutage zu den Familien der Leguminosae.

Rothe Kanarienvogel. Es ist bereits wiederholt in den letzten Jahren auf die interessante Tatsache hingewiesen worden, daß die Kanarienvogel infolge der Fütterung mit Gavenmehl ein schönes rothes Gefieder erhalte. Neuer Versuch hierüber berichtet ein Züchter in der „Ziergärtner“ folgendes: Ich habe in diesem Jahre den ersten Versuch gemacht, rothe Kanarien zu züchten, ich habe dieselben dann an Hrn. Schwanebeck-Ed. Andreasberg abgegeben. Der Versuch, rothe Kanarien zu züchten, ist sehr gut ausgefallen und ich bin willens, das nächste Jahr alle jungen Vögel mit Gavenmehl zu füttern. Wenn die jungen Vögel 6 Wochen alt waren, habe ich dieselben einzeln gefüttert, habe ihnen Waisamen wie gewöhnlich gegeben, und zwischen das Weichfutter, welches aus einem hart gelodeten Ei, einem feil gerollten Zwieback und anfangs einer Weizenkörnung voll Gavenmehl bestand, nach und nach etwas mehr Gavenmehl, bis schließlich einen hoch aufgeschauften Zwieback voll gegeben. Dieses habe ich zusammen vorzüglich gemengt und dann den Vögeln jeden Morgen, jedem einzelnen, davon einen Theelöffel voll gegeben. Den Vögeln bekommt dies sehr gut; nicht ein einziger ist mit eingegangen. Den Gavenmehl fütterte habe ich Hrn. Schwanebeck besorgen. Wenn man die rothe Farbe bei den Vögeln erzielen will, so muß man sie auch in der Kauerzeit mit Gavenmehl füttern, denn sonst bekommen sie ihre natürliche Farbe wieder. Man kann aus jedem Kanarienvogel einen rothen Kanarienvogel machen, wenn man ihn während der Kauerzeit mit Gavenmehl füttert. Es schadet dies ihnen in der Gesundheit auch nicht das geringste, wenn sie auch wieder das gewöhnliche Futter bekommen. Die Jungen von rothen Vögeln werden nicht roth, wenn sie nicht auch mit Gavenmehl gefüttert werden.

Eine osteafrikanische Vududuckerei. Mit dem aus Hamburg abgegangenen Boermans-Dampfer „Coudat“ Hohen, Kap. Zappendorf, ist jüngst eine vollständige Vududuckerei nach Westafrika hinausgegangen, die für die Missionstation St. Dambit

am Kongo bestimmt ist. Der Dampfer wird diesen Theil seiner Ladung in Matadi löschen, von wo die Gegenstände, welche in kleinen Kisten von etwa 55-60 Pfund Gewicht verpackt sind, durch Neger etwa 130-140 km landeinwärts transportirt werden. Bestimmt ist die Sendung für die bereits erwähnte südwestliche Missionsstation St. Dambit, welche eine gute Heizung versieht und dem Begriffsvermögen derselben angepaßte Pflanzgenüsse bezauglicht.

Eine amerikanische „Gesellschaftsdame.“ Vor ungefähr einem Jahre arrangierte in Berolin (Verein Staaten) — so schreibt ein dortiges Blatt — mit den Prominenten, welche jede Gelegenheit benützen, die ihnen zum Glänzen geboten wird, eine Frau Katharine Howe einen sogenannten Hof- oder Skatenebel, denn sie den Namen „Kirmek“ beilegte. Katharine importierte durch eine edle Dreifachigkeit namentlich den Blaustrümpfen, die ein Ideal in ihr erblickten. Obgleich sie mager war wie ein Windbäumchen und häßlich wie eine Bogelweide, machte sie mit ihrer Prunkpracht hoch durch. Daß sie gerade kein leuchtendes Pfandchen ist, zeigte sich, nachdem sie ihren Tauber ausgehelt hatte. Kirmek, die sie angelegt, wurden einfach nicht bezahlt, und Männer, die ihr Vorhaben präsentierten, wurden von der schiedigen Katharine mit Mißtrauen betrachtet, die einem Schweinefleisch die Ehre gemacht haben. Es stellte sich auch heraus, daß sie Brautmeistern laufen ließ wie ein Matrose. Katharine ist fiktional im Staate zu Vorh wegen verschiedener Kriminellen verurteilt worden, und bei der Unterzucht hat sie sich herausgestellt, daß sie ein Mann in Frauenkleidern ist und eigentlich Keines ist.

Der Klapperstorch und die Sonntagstrübe. Klar, das Fächchen eines Manns, der sich wiederholt in büchlichen Kreise über die Sonntagstrübe geäußert hat, ist zugegen, als er der Mama aus der Zeitung den Roman vorliest. „Was ist denn das, ein Sonntagstuch?“ unterbricht die Kleine den Papa. „Ein Tuch, das gerade an einem Sonntag vom Storch gebracht worden ist“, belehrt der Vater. „So! Dann giebt es also jetzt keine mehr?“ „Warum denn nicht?“ — „Nun, weil wir doch jetzt die Sonntagstrübe haben und der Storch da keine Kinder bringen darf“, erregnet Klärchen gewichtiglich und wendet sich wieder ihren Puppen zu.

Wissenschaft, Kunst, Literatur.

Ein amerikanisches Pompei wurde kürzlich am Fuße des Vulkanu Agua nahe der Stadt Santiago de los Caballeros in der Republik Guatemala durch einen Unfall entdeckt. Der Herr der Pflanzung, welche eigentümlichweise seit alter Zeit den Namen Pompeja führt, Don Manuel S. Alvarado, fand gelegentlich an einer Stelle Werkzeuge, die denen der eingebornen Bevölkerung zur Zeit der spanischen Eroberung gleichen. Einige bis zur Tiefe von 7 und 15 Fuß geführte Nachgrabungen förderten zahlreiche interessante Gegenstände zu Tage: Werkzeuge, Hausgeräte, antike Vasen, Glaswaaren von überaus vollendetem Ausführung, die in sehr lebhaften Farben geschmückt sind, Löffel und Krüchengeräthe, alles trefflich erhalten. Auch Kriegswaffen, wie sie I. B. bei den Indianern im Gebrauch waren, Haden, Hämmer, Äxten, Pfeilspitzen u. a. in Stein fanden sich unter den Gegenständen, dazu Adole aus Stein und gebrannter Erde, Gesteine und Schmuckstücke. Unter diesen Steinen ist einer der seltensten Art, von grüner Farbe, die die Eingebornen Chal-chi-wil nennen und der eine sehr schöne Kultur annimmt. Die einheimischen Fürsten plügelten mit diesem Stein ihre Waffengehänge zu stechen oder ihn an hohen Festtagen an einem Halsbande zu tragen. Auf einigen der steinernen Gefäße sieht man symbolische Charaktere und hieroglyphische Inschriften, die in sehr leuchtenden Farben von Weisheit aufgetragen sind. Unter den aufgefundenen Steinen aus Stein befindet sich eine von bezeichnender Größe, die aus einem feil feilen, harten und schwarzen Steine, ansehnend basalt, gemischt ist. Die Gestalt ist liegend dargestellt: das Haupt und der Hals sind sorgfältig, der übrige Theil nur in groben Umrissen ausgeführt, sämtliche Arheiten sind nur mit Steinwerkzeugen hergestellt, da die Eingebornen die Bearbeitung der Metalle nur wenig kannten. Im Innern der Gebäude findet man auch viele Stelen, die von einer plötzlich eingetretenen Katastrophe durcheinander geschleudert sind. Die Stelen sind ziemlich groß und messen bis zu 7 Fuß Länge. Da die alten Indianer die Steile plügelten, die Hümpfer ihrer gebrochenen Angehörigen in Gefäßen aufbewahren, so sind besonders viele sehr gut erhaltene Schädel mit ausgegarrten worden. Es ist unzweifelhaft, daß man die Leberreste einer großen und volkreichen Stadt aus der Zeit der vorspanischen Steinperiode aufgefunden hat, die nämlich die erste spanische Hauptstadt des Landes vor etwa drei Jahrhunderten unter den Nischen und Lavastöfen eines Ausbruchs des Vulkanu Agua begraben wurde. Besonders bemerkenswerth ist, daß hier zum ersten male Gegenstände aus Glas gefunden wurden, die auf die Entwicklung und den Stand der amerikanischen Kultur ein ganz neues und interessantes Streiflicht werfen.

[2]

Unversöhnlich.

Roman von C. H. von Debenroth.

Eine Schaar von Neugierigen drängte sich um die Gruppe, Eberbed drückte die Hand der Tochter. „Gelobt sei Gott!“ rief er, zu der Verletzten tretend, „Ihr seid gerettet!“

„Ich habe fürchterliche Schmerzen!“ schrie Agathe Eberbed, als verlor sie die Freude, „ich kann mich nicht bewegen. Wie komme ich fort von hier!“

„Herr Fleming hat's schon angeordnet,“ sagte ein Bauer. „Da kommen die Leute mit der Trage, und er holt selber seinen Vater.“

Man hörte den Hufschlag eines Rosses. Am schwarzen Galopp sprengte auf dem Wege, auf dem die Gefahr die Damen bedroht, ein Reiter vorüber. „Er ist“, sagte Helene hoch erregt, „das ist mein Vater, ihm verbannt hat das Leben.“

Bei dem Anzuge des Namens Fleming hatte Eberbed aufgehört, er schien überhäuft, berembt. Der Schulze Klaus (Grote, der Eberbed gefolgt, lächelte eigen. „Wenn der Doktor ruft, werden Sie Ihren Willen haben,“ bemerkte er mit seltsamer Bemerkung.

„War das der junge Fleming?“ murmelte Eberbed, wie von einem Gedanken befüßt, der ihn gewaltig erregte. „Ihm danke ich die Rettung der Weinen!“

Das Wesen des Präsidenten hatte etwas Auffälliges, Befremdendes. Er schien für den Moment die Sorge für seine um Hilfe verlangende Frau vergessen zu haben. Der Eindruck dieser Herrlichkeit wurde noch eigenenthümlicher durch die Haltung des Schulzen. Es lag etwas höhnißlich Triumphirendes in den breiten, markigen Zügen des Mannes, der wie ein Wild trotziges Bauernvolkes neben dem eleganten, vornehmen Beamten stand.

„Fassen Sie mich nicht an!“ wehrte Agathe mit gereizter, heftiger Stimme den Leuten, die sie auf die Trage heben wollten, „ich scheine für dich nicht zu existiren, Bode.“

Der Präsident beehrte sich, Helene zu helfen, die Leiden auf die Trage zu schaffen. Die Männer, deren Berührung die Dame zurüdergewies, wechselten Blicke mit dem Schulzen. Klaus Grote lachte.

„Es wird Euch eine große Ehre,“ sagte er zu dem Bauer, dem das Geheiß gehörte. „Das ist etwas ganz besonderes, da darf Niemand nicht anfaßen, das ist die Frau von Eberbed.“

„Was will der Präsident im Dorf?“ „Darf's nicht sagen, er hat mich um Vertrauen gebeten. Ja, wenn die großen Herren etwas wollen, können sie auch bitten,“ fuhr der Schulze lachend fort, „weil der alte Fleming kommt, wird der große Herr, denke ich, ganz klein werden. Aber ich darf nichts sagen, ich hab's versprochen müssen.“

Man trug die Kranke ins Haus. Sie dachte jetzt selber nicht mehr daran, sich nach der Stadt schafen zu lassen; schon die Bewegung der Trage erlöste ihre Schmerzen. Um so dringender verlangte sie nach ärztlicher Hilfe, forderte, daß man einen Doktor aus V. holen lasse.

Der Präsident verließ das Zimmer, in welches man die Kranke gebracht, ihren Wunsch zu befriedigen, obwohl Helene geäußert, man müsse den Arzt erwarten, den der junge Mann hole, es wäre eine Kränkung für den lehrern, wenn man andere Hilfe suchte. Eberbed kannte die Vorsicht, die Keizbarkeit seiner Frau, wenn man ihre Ranne nicht beachtet. Er suchte den Schulzen auf, die Adresse des besten Arztes zu erfragen — er hegte Zweifel, ob Fleming Hilfe leisten werde, wenn er überhaupt kam.

Wir brechen einen Augenblick den Faden unserer Erzählung ab, dies Weedenen Eberbed's zu erklären. Der Präsident besand sich auf der Rückreise von einem Badeorte nach der Residenz. Infolge einer Nachricht, die er im Badeorte erhalten, hatte er seine Reise in V. unterbrochen, um nach Seedorf zu

fahren und dort persönliche Erkundigungen über den Doktor Fleming und dessen Verhältnisse einzuziehen. Er hatte den Schulzen, obwohl derselbe, sobald er seinen Namen gehörte, eine trotzig-feindliche Stellung eingenommen, um eine vertrauliche Unterredung in Privatangelegenheiten zu geben. Es hatte das dem hohen Beamten schon Selbstverwundung gekostet, er hatte es sich nicht gedacht, daß der Dorf-Borsther es wagen werde, ihm bei persönlicher Begegnung den Haß zu zeigen, mit welchem man in dieser Gegend besonders der Regierung Opposition machte. Er hatte dem Schulzen gesehen müssen, daß ihn eine Schuld aus der Jugendzeit drückte, die er gut zu machen wünschte, daß er erst vor kurzem den Aufenthalt Fleming's erfahren und den Doktor aufsuchen wollte.

„Der alte Fleming wohnt eine Stunde Weges von hier,“ so lautete die Auskunft Grotes, „aber ich rathe Ihnen, sparen Sie sich die Mühe, ihn aufzusuchen, er würde Ihnen die Fahrt weihen, er hilft dem ärmsten Kranken, aber er verkehrt fast mit keinem und wird sehr grob, wenn man sich ihm andrängt. Ich hab's nicht gewußt, daß er aus früherer Zeit etwas gegen Sie hat, aber das kann ich Ihnen sagen, im ganzen Kreise ist keine, der die Regierung so bitter tabelt, wie er, und Ihnen legt er alles zur Last, was uns drückt. Bleiben Sie ihm fern, er ist ein leidenschaftlicher Mann, er könnte sich in Worten gegen Sie versetzen.“

„Er wird anerkennen müssen, daß ich zu ihm komme, ihm die Hand zu bieten.“

Grote lachte in seiner derben Art. „Er wird denken,“ versetzte er, „der Herr Präsident wollen Ihre bittersten Gegner vor den Wäbsten mit Honig traktiren. Sie hätten die Heide nicht hören dürfen, die der junge Herr Fleming heute hier gehalten.“

„Der junge Fleming?! Hat der Doktor einen Sohn?“

„Er ist sein Enkel.“

„Der müßte anders heißen. Fleming hat nur eine Tochter.“

Grote zuckte die Achseln. „Darüber kann ich keine Auskunft geben,“ erwiderte er. „Als der Doktor Fleming den Hof, den er seither bewohnt, vor mehr als zwanzig Jahren kaufte, war er allein; er nahm eine Frau, die noch heute bei ihm ist. Als und zu bejauchte ihn später ein Knabe, es hieß, das sei sein Enkel, der in einer Pension erzogen werde, und so ist's geblieben. Der junge Herr Fleming hat auf der hohen Schule studirt, man sieht ihm im Jahre nur einige male zum Besuche bei seinem Großvater, jetzt ist er hier, um sich den Wählern als Kandidat vorzustellen. Er denkt über die Regierung wie sein Großvater, wie wir alle. Und wenn wir darüber ganz zu Grunde gehen müßten, ich sag's Ihnen frei heraus, Herr Präsident, vor den Steuerdruck nicht länger, es muß anders werden.“

Eberbed unterbrach den Mann und bat ihn, nicht zu verschaffen, daß er als Privatmann gekommen. Jedem wohl werden die Gefühle verständlich sein, die Eberbed wie lebend überliefen, als er in dem Moment, wo seine Seele in Todesangst für Agathe und Helene gezittert, hören mußte, daß es der Enkel Fleming's gewesen, der denselben das Leben rettete.

Georg Fleming mußte wohl kaum, wie die Damen waren und wenn er es gehört, so achte er schwerlich, welchen alten Haß sein Großvater Eberbed nachtrag, andernfalls und wenn der Schulze Fleming richtig charakterisirt, hätte Georg wahrscheinlich gerathen, einen Arzt aus V. zu holen.

Eberbed sprach die Vermuthung gegen den Schulzen aus, um zu erklären, daß er sich entschlossen, Hilfe aus V. zu holen. Grote zog die Brauen junter. „Dann heißt's, den alten Fleming zum Narren machen, wenn man ihn ruft,“ sagte er.

„Sie meinen, daß er kommt, daß er helfen wird?“

Alle die Reaction verantwortlich; Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Engel, in Halle a. d. S.

„Er kommt, wo es nötig ist. Sie brauchen sich ja vor ihm nicht zu scheuen, bis Sie ihn nicht mehr brauchen.“

„Erlerbek fing die Worte der Empörung ins Anlitz, die je höchstschmerzhaft den Empfindungen erschöpfen seine Geduld. Er würde sich Draufsetzungen erwidern, wenn er seinen Blick als Arzt nicht nachlassen, rief der Präsident, den Ton ändernd, ich frage, wo ich schwärze, ob es nicht für die Leidende besser, einen Arzt aus V. zu holen. Wissen Sie dort einen Chirurgen von Rang?“

„Die Doktoren von V. holen Fleminging, wenn ihre Weisheit am Berge steht. Ich habe auch immer gehört, das reiche Hilse die beste. Aber wie Sie wollen. Wenn Sie meinen, das die Stadtkirche besser, schaden Sie doch hin.“

Erlerbek begann das Blut in den Adern zu kochen. Noch niemals war ihm der Haß gegen die Regierung in dieser Weise entgegengetreten, der Schluß schien es darauf anzulegen, ihn empfinden zu lassen, wie wenig der hochgestellte Beamte, der vornehm Mann ihm imponire. Erlerbek bißte es schwer, daß er, einer weichen Knetung des Herzens folgend, einen Schritt zurück, sich einen alten Feind zu verüben und dazu die Hilse dieses Mannes erbeten. Er konnte kaum zweifeln, daß es der Haß Fleminging's gewesen, der hier allen Groll gegen die Regierung auf seine Person geleitet. Und einem Manne, der diesen Haß gegen ihn geübt, sollte er die Pflege seiner Frau anvertrauen?

Zwei Reiter kamen die Dorfstraße hinauf. Das waren die Flemingings. Es war zu spät, den Doktor abzuheilen. Einen Moment schien Erlerbek dem Rathe des Schulzen folgen und sich nicht gehen lassen zu wollen, aber ein Blick auf den Mann, der ihn böhmisch erwartungsvoll musterte und er schämte sich dieses Bedenkens. Er schritt den Reitern entgegen.

Georg hatte seinen Großvater bei einem Ausritte zu Krankenbeiden angetroffen. Er hatte ihm wohl nur gelacht, es war eine vornehme Fremde sei, die verunglückt; der Alte beachtete den Präsidenten kaum, als er aus dem Sattel stieg. Erlerbek führte ihn zu Agathe. Es waren fünf dreißig Jahre her, daß er Fleminging und dieser ihn nicht gesehen, es war also erklärlich, daß der Arzt ihn nicht erkannte.

Der alte Doktor trat an das Lager der Kranken. Er begann die Untersuchung ohne ihre Frage, ob er auch Arzt und nicht bloß der Dorfbarbar sei, zu beantworten. Es kümmerte ihn nicht, daß die Dame sich zu sträuben versuchte und aufschrie, und er sie doch anfaßte, er griff nur um so fetter zu. „So“, sagte er, als sie empört über die Behandlung protestirte, „jetzt werden Sie wieder gehen können. Verzehren Sie es, wenn es auch wehe thut. Der süß war verrent. Eine Salbe können Sie sich in V. verschreiben lassen, Sie werden doch wohl nach der Stadt wollen.“

„Es ist also keine bedeutende Verletzung?“ fragte Erlerbek. „als der Arzt Wiene machte, sich zu ernähren. Sind Sie dessen sicher, daß ein Transport nach V. nichts schadet?“ „Gar nichts“, antwortete Fleminging. „Die Sache war nicht der Rede werth.“

„Aber des Dankes. Ihnen und Ihrem Entel bin ich tief verpflichtet. Ich bitte Sie um ein Wort unter vier Augen.“ „Wozu. Gehen Sie, was Sie mir bieten wollen, an die Armen. Empfehle mich.“

Damit wollte der Alte sich verabschieden. Der Präsident errag sein Arm. „Ich muß Sie sprechen,“ sagte er mit gedämpfter Stimme und zog ihn in ein Nebenzimmer. „Ich muß Ihnen sagen, wen Sie sich zu Dank verpflichten. Ich bin Bobo von Erlerbek.“

Der Präsident hatte die Thüre hinter sich geschlossen, aber das Zimmer hatte einen zweiten Ausgang nach dem Hause.

Der Alte wich, als er den Namen Erlerbek hörte, einen Schritt zurück, als er sich vor dem künftigen einer Schlinge. Sein Anlitz war bleich und finster, einen Moment stierte sein Auge sich weit, als wolle er sich überzeugen, daß er recht gehört, daß hier keine Täuschung obwalte, dann füllte es sich mit flammender Gluth, als wolle er Erlerbek mit einem Blitze zermalmen.

„Ich hätte es für Feigheit gehalten, Ihnen meinen Namen zu verbergen,“ flötete Erlerbek, „ich war auf dem Wege zu Ihnen, ehe ich in die Gasse kam, Ihre Hilse zu erbitten. Gestatten Sie mir nur einige Worte.“

Erlerbek sprach das Bindend, er fürchtete nichts mehr, als ein lautes Wort des Altes, das Helena, das die Neugierigen draußen hören konnten. Er sah es Fleminging an, daß der Haß desselben nach dem idyllischen Stille suchte.

„Ich will Sie nicht sehen, nicht hören,“ verjagte der Alte und sein Auge sprühte düstere Flammen. „Sie sind ein Schurke, den ich verfluchte.“

„Fei!“ knirschte Erlerbek, den Arm des alten Mannes packend. „Wässigen Sie sich. Ich suche Verpöbnung.“ „Plag!“ herrschte der Alte, seinen Arm dem Präsidenten entweichend.

In diesem Augenblicke ward die Außenthür geöffnet. Claus Grotte, der wohl die lauten Worte gehört, erichien auf der Schwelle, hinter ihm der Besitzer des Hofes und andere.

„Man hat Sie gestürzt oder belogen,“ jagte Erlerbek, kaum seine Verbeugung beendigt, als er diese Zugen erblickte. „Ich könnte Sie zwingen, mir Rede zu geben. Aber ich halte Sie für verblendet und ich schände Ihnen Dank.“

Der alte Doktor maß Erlerbek mit einem Blitze eisiger Betrachtung. „Borden Sie mich vor Gericht, wenn Sie mich sprechen wollen,“ jagte er. „Sie sind ja ein großer Herr geworden und werden recht bekommen. Aber ich gehe lieber ins Gefängniß, als daß ich zum Lügner werde und einen Schurken anders, als bei seinem Namen nenne.“

Die Leute in der Thüre machten dem Alten Platz, er schritt hinaus und wenn Erlerbek die Nicht gab, ihm zu folgen seine Entfernung zu hindern, sie wären ihm in den Weg getreten, das war aus ihren Mienen, aus ihrer Haltung zu sehen.

Erlerbek wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne, er stierte vor Erregung. Hatten ihn weiße Gefühle nach Sedori geführt, wo waren dieselben durch Bitterkeit verschwinden. „Der Mann ist ein Narr!“ sagte er nach Säugung ringend, und jetzt maß er die Bauern mit strengem, drogendem Blicke. „Jeden andern, der es wagte, mir ungebührlich zu begegnen, würde ich verhaften lassen und zu schwerer Verantwortlichkeit ziehen. Ich habe hier viel Troß bemerkt,“ wandte er sich zu Grotte, „aber noch herrscht die Regierung, nicht die Mienen. Hier,“ damit öffnete er jene Bretterthür, welche die Grotte eine Banknote von beträchtlichem Werthe, begabten Sie davon den Arzt und geben Sie den Rest an die Armen des Ortes.“

Hatte man vorher, so lange der Präsident sich bemüht, den gegen ihn herrschenden Vorrath zu bezeugen, ihn trotzig, herausfordernden Hohn gezeigt, so erwiderte jetzt sein drohend-blick. Die veränderte Haltung des hochgestellten Beamten erinnete daran, daß man bei den Wahlleistungen nur die Hoffnung ausgesprochen, die jetzige Regierung zu führen, daß vorläufig aber dieser Mann noch die Macht besäße. Kleinigkeiten zu rächen und — wenn er gar Mächtiger würde, wenn die liberale Partei unterlag, die Gemeinde es fühlen werde, ihn herausgefordert zu haben.

(Fortf. folgt.)

Der Findling.

Eine Erzählung aus den österreichischen Alpen. Von A. Croner.

Tränmerich und glückselig ging Marie in der nächsten Zeit umher — die gewohnte Hülse des Vaters und Friedl's kam merkend. Sie sah mit Scheud über die biblische Begenwort hinweg, einer schönen Infant entgegen.

„Wie und seiner Regen gehen nieder; von allen Dachrinnen trannt es, und das rothgelbe Laub der Waldbäume beugt sich, glänzend geworden vom Regen, unter dessen Schwere.“

Auf den feinnigen Waldwegen rannen die Wasserläufe gurgelnd nieder und schürten unermüdlich die bunten Fiesel, welche wie Sammelsteine auf dem dunkeln Boden liegen.

Kleine Trüffelchen von Tannennadeln finden sich zummechtgeschwehmt am Wege und träge hängen die Schnecken an den Strauchern.

Wollenflecken ziehen zwischen den Büumen hin. Nicht ein Reizendes blaues Dämmele, nicht ein Sonnenstrahl schaut auf das Mädchen nieder, welches im Forste aufwärtsklettert, auf dem Wege am Baldestrand, an welchem eine uralte Ulme und unter dieser eine Bank steht.

Marie ist's, welche jagdhat den feinnigen Weg hinaufsucht. Von Zeit zu Zeit bleibt sie stehen und lauscht. Nichts aber ist hörbar, als das gleichmäßige, leise Rauschen des Regens und das

lingende Fallen der Tropfen; und nichts ist zu sehen, als das gleichförmige Grau der Luft, der rothe Ton der bloßgelegten Felsen und die laut abgehörten Fortden des spätherbstlichen Laubes.

„Man sieht das Mägdlein unter der Ulme. Sähig streift sie das schwarze Tuch ab und legt es auf die Bank, dann biegt sie das Gestrüpp auseinander und schaut an der Felswand nieder, an deren Fuß der Fluß beginnt, der einsige, welcher heraufströmt.“

Bildhau' bricht hier der Wald ab, der sich über der Klust drähen wieder in gleicher Höhe erhebt. Es ist, als wäre eine Mierman' mitten durch den Forst geblieben, den Berg bis zum Grunde haltend. Durch diesen Spalt strömt nun der Fluß. „Nenn's herauf — um ich die Hiefen des Waldes zu Führen zu legen, um, was Jahrbücker lang, „ich'm' geweien, „nühbar“ zu machen.“

Und durch diesen Spalt kam das Mädchen herauf, um hier oben in der Waldheimlichkeit den Liebling zu sehen; um Rath und Hilfe und Schutz bei ihm zu suchen.

Tannendüchtl' nennt die Ulme vom Wege; darinnen regt es sich plöglich, und Marie wieder sich erwidern um, mit dem Gedanken: „Er hat mich übersehen. Er war früher da als ich.“ „Georg!“ rufte sie und dabei leuchteten ihre Augen, lächelt ihr Mund.

Und dann fährt sie entsetzt zurück. Die jungen Tannen theilen sich. Lipp ist's, der mit einem Sprünge die Stelle erreicht, auf welcher sie war. „Wo schämst du dich. Der Friedl hat mir's verrath'n, daß d' bi da herob'a mit'n Lehrer 'steltst hast. 's is wirkl' jetzt das onzige Kloster für a bohmliche Nub. Wuah't nur net dickdickert sein, i bin grad a so guat, wia der Schulmeister.“

Was auch Marie für einen Augenblick gelächelt, so fand sie doch ihre bald ihre Heiltesgegenwart wieder und mit dieser auch ihre neuschmeichelte Gewalt. „Lipp, der sich besien nicht verloh, wurde mit einem Knd von ihr wegegehoben.“

Sich blühend nach einem Steine bündend und ihn wartbereit haltend, rief das Mädchen: „So, jetzt furcht' i di' nimmer.“

Tiefathmend, den schweren, lasterantigen Stein zur Wehr bereit haltend, hielt sie den Findling gegen, der die biblische Dime begehrt, antwort, die ihn droht, vor Jengen verschmähle und ihm nun in der Einkamkeit zu trogen wolle.

„Kathlich — sie ermauret ja jeden Augenblick ihren Liebhaber, das fällt dem Lipp ein und es fällt ihm dann ein, daß er eien muß mit seinem Vorhaben, entweder wird ich auch ein Weib — oder er hat sich denilgens getraut.“

Jenes Schwelgens ist er auf alle Fälle sicher. Ein rother Ghly und der Gein fällt aus Maries Mund. Lipp nicht sie zum zweiten mal an die Hand. Doch ehe er noch seinen Mund auf den ihren pressen kann, löst ihr Hülsern durch den Wald.

Und dieser Lipp wird beantwortet. Gleich darauf löst ein Knüttel aus Lipp's Schulter nieder. Mit einem Wuhfchle läßt er das Mädchen los und wendet sich um.

Vor ihm steht Reinhold. Einen Augenblick lang herrscht Zotenstille auf dem liebheimlichen Waldwege, trotzdem drei stiergete Menschen da aufeinanderstehen; dann will sich Lipp auf seinen Wegner stürzen. Doch der läßt nochmals seinen Knüttel reden, und plöglich verlassen Lipp's Knie ihren Dienst. Er greift in die Luft und sinkt dann ins Moos, der bestige Schmerz lähmt für Minuten die Zuechtheit des Bruchens, und die Wunden heunt Reinhold. Ernst und kalt sagt er: „Ich mein', es war' Zeit, daß du die Begelageret angibst. Gut, daß ich noch zurecht gekommen bin, sonst wäret du ein Hutbüchler geworden. Kommt, schreib' Euch ein, wie die andere, damit der Bubentüde ein Ende werde.“

Reinhold hält dem Knüttelenden ein Notbuch hin, doch der weicht es sorgig zurück.

„Auch qu“, sagt der Lehrer, eben so gleichgültig, als früher, den Wunden die Jangler Marie und ich nur gleich aus'm Blut geben, den Borzang hier zu vermelden. Guert' Gut' nehmen wir als Zeugen mit, denn dessen Genshart kennt das ganze Dor.“

Marie hatte auf einen Blick Georg's den fraglichen Hut an sich genommen. Er lag weit weg vom Lipp, am Boden. Schon der erste Schlag, den jener erhalten, hatte ihm den Hut vom Kopfe weget.

„Jetzt erkelt sich der Buride in hilfloser Wuth. Noch immer schlottern seine Knie, über welche ein breiter, blauer Striemen läuft.“

Bunte Zeitung.

Einen lustigen Zauberspruch haben sich in der Neubietsnacht in Berlin einige Buride einer Unterkathol' aus dem Netze geleihet, welche eine Substanzbunmel nach Berlin unternehmen hatten. Sie schweberten kurz vor dem Scheiden des alten Jahres durch die Königstrasse, als es in einem gleichförmigen Loben einen Anschlag bemerkten: „Bitte nach dem „Prälaten“ zu kommen, Familie K.“ Die Buride ließen sofort eine Veranbung ab, dann löste sich der Zaub in kleine Abtheilungen auf. Herr K., ein Berliner, vom alten Schlage, sah mit seiner Gemalhin und dem hübsigen Strohstecher inwischen im „Häuten“ und bereit des hübsigen Substanzbunmel, eines Provinzialfunden, zu dessen Benachrichtigung er den Anschlag angeheftet hatte. „Haben wir die Cure, Herrn K. zu ireden?“ „Sawohl“, sagte der Zureterete erklärt und musterte die beiden jungen Leute, die mit

„Schreib,“ fuhr er, und Reinhold hielt, sich zwischen ihn und das Mädchen stehend, das Büchlein wieder aus der Tasche und sagt: „Zur Brandt' des Kommen und Datum herzugeben, alles andere schreibe ich.“

„Nun hat die Zahlreiche, deren sich Lipp durch seine Unterschri' schuldig bekennen muß, will er diesmal noch dem Gerichte entgehen.“

Vorsichtig hält Reinhold den Stock in Bereitschaft — während Lipp Kommen, Ort und Tag und Stunde niederzuschreit. Dann begehrt dieser seinen Hut und will gehen.

„Wartet“, sagt Reinhold, „ein Andenken an diesen Tag wollen wir zuei hoch haben. Jetzt geht.“

Und Lipp geht, während der Lehrer den allbekanntem Genshart in seine Tasche schiebt.

Blind vor Wuth stolpert der Findling den Weg hinunter, den er mit ganz andern Empfindungen heraufgekommen war.

Er hatte die beiden nur überlassen und in Verlegenheit bringen wollen, war so oft zum Werbrecher geworden und verließ, ein dem Gesichtlicher, den Ort, an welchem er die glückl' juridisch, denen er hätte schaden wollen.

Lipp ging daher unter sehr peinvollen Empfindungen, welche nicht einmal durch Reue veredelt wurden, dem Dorfe zu, während Reinhold mit liebevollen Worten sein atterndes, bleichs Weib tröthete.

Marie siebete aus Gefel vor dem Vorbergegangenem und wagte vor Scham nicht aufzuschauen.

„Da hat die rechte Marie in immer die richtigen Worte, und so erreichte auch Reinhold endlich, daß Marie ruhig und sägig wurde, ihm den Zueid der heiligen Zusammenkunft zu nennen; daß es ein erster sein mußte, hatte er sich wohl denken können, da es für das Mädchen sehr schwierig war, die letzten Zusammenkünfte zu erzähligen.“

In das Haus des Varenhofers's kam Reinhold niemals, da diese ein Feindliche gegen ihn ausricht, und somit war Vieles Verbeherhältniß nichtig ein ganz heimliches.

Zeit eben oder erlud Reinhold, daß es eigentlich kein Genshart mehr sei.

Friedl hatte entdeckt, daß seine Schwester dem Schulmeister schreibe und von diesem Briefe erhalte. Damit des Vaters Abwesenheit gegen Reinhold zu kühnen war Friedl ein leichtes, und eben so leicht war es ihm, der Schwester das Leben lauer zu machen, denn er stürzte ihr, seit sie einen heimlich werden Freund, den Lipp, abgewiesen hatte. Er war es, das erlud Reinhold jetzt, der den Lipp heraufgeschickt und dem Vater vorgehalten hatte, die Schwester an den Nadbar Stefan zu verbeirathen.

Weniger Nachbar war nun zwar ein ganz achtabar Mann allein all, lästlich und Vater von vier schludderwegen Kindern, aber er war Marie nicht nichts Festliches geboht, wenn es seinen Georg Reinhold für sie auf der Welt gegeben hätte.

Da der Nadbar reich war, sah der Varenhofen den Vorschlag Friedl's durchaus ernst auf, und da Marie die gequängte Zeugin der ganzen Verhandlung war, hatte sie alle Urache, für die Zustimmung zu fürchten.

Dies hatte sie veranlaßt, Georg, wie gefaschlich es auch war, um ein Zusammenkunft zu bitten.

Reinhold hörte ihr ernst zu, und da sie mit der Frage schloß, was er nun zu thun gedachte, umschlang und lästie er sie und sagte: „Ich muß zu deinem Vater gehen, du siehst, ich kann jetzt auf deine Angst keine Rücksicht mehr nehmen. Es ist besser, er sagt heute „nein, als morgen. Sei freier er uns insfah ungerathen Widerstand entgegenhiet, desto früher werden wir ihn zu brechen.“

Stehend schümeigte sich Marie an dem Geliebten. Ihre Wuth aufbrechend, führte er die Jüngende heim. Bis dicht vor den Varenhof gingen sie Hand in Hand. Eben kam der Friedl aus dem Hause. Ueberracht sah er auf und erwiderte den Blick Reinhold's mit den Worten: „Das muß ma sag'n, idem'er i thut' it' der Herr net!“ und böhmisch und laund letzte er hinaus: „Gut, auch somer die Gegegnet.“ Reinhold nickte: „So, euer Freund, der Lipp, und er hat uns ein Andenken bereitet.“

Mit diesen Worten sog der Lehrer Lipp's Genshart aus der Tasche. Dieser und das Mädchen Reinhold's sagten dem Friedl, welcher Art die Begegnung gewesen ist, und daß Lipp den Nützeren gezogen. Wurde Friedl doch recht gut, weil so it lächerlich hohen Werth ihm Freund auf die schöne Putzire geleut, und daß er diese sichtlich nicht freiwillig herzugeben habe.

(Fortf. folgt.)

[3]

